Nr. 247. 38. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 17. Mai 1909

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Der Liebeseid.

T. W. Die Affäre Hammann bietet eine günstige Gelegenheit, eine Frage zu erörtern, die, gleich einigen anderen, in unserem Kulturstaate bisher leider ungelöst geblieben ist. Gegen den Geheimen Regierungsrat Hammann, den Leiter des offiziösen Preßbureaus, schwebt, wie man weiß, eine Untersuchung wegen Meineides, weil Herr Hammann über die Vorgeschichte seiner Ehe eine falsche Aussage gemacht haben soll. In einem Geldprozesse, der den erste, jetzt wieder verheiratete Gatte der Frau Hammann vor acht oder neun Jahren angestrengt, wurde Herr Hammann über seine früheren Beziehungen zu seiner Frau befragt, und mit Rücksicht auf die Dame und ihre beiden jugendlichen Töchter sprach er sich vielleicht nicht viel idealer Klarheit, nicht mit krasser Deutlichkeit aus. Wir haben Fälle ähnlicher Art gehabt, wie die Affäre Leuß, wo der Angeschuldigte sympathischer schien als gerade der Chef eines offiziösen Preßbureaus, aber die Person tut hier nichts zur Sache, und nur auf das Prinzip kommt es an. Darf ein Mann gezwungen werden, die Frau, die er liebt, im öffentlichen Gerichtssaal zu kompromittieren, sie vor ihren Kindern bloßzustellen, vielleicht ihr Leben zu zerstören? Soll der Richter berechtigt sein, einer schmierigen Geldforderung wegen oder aus anderen gleichgültigen Gründen, diese intimen Dinge ans Licht zu ziehen und dem Gatten oder Freunde das letzte Geheimnis abzufordern, mit der Bekräftigung durch den Eid? Kann man behaupten, daß der Mann, der eine geliebte Frau nicht der Rache, der Schande oder der Klatschsucht überliefern will, ins Zuchthaus gehört? Und ist ein Verfahren, das nur die Wahl zwischen häßlichem Verrat und Meineid läßt, nicht eine arge Barbarei?

Wenn man diese Fragen so aufstellt, ergibt sich die Beantwortung von selbst. Jeder vernünftige Mensch sieht ein, daß es Eide gibt, die nicht gefordert werden sollten, und nur die Befürchtung, den Wert des Eides herabzusetzen, verhindert häufig die Kritik. Aber entwertet man den Eid nicht gerade, indem man ihn in Fällen verlangt, wo die beschworene Wahrheit wie einen unnatürliche Handlung, das Geständnis wie ein Vertrauensbruch erscheint? Hat jemals die öffentliche Meinung einen Mann, der in solcher Situation des Meineides schuldig wurde, den Verbrechern zugezählt, und hat sie in diesen Angeklagten und Verurteilten nicht immer nur bedauernswerte Opfer einer Schicksalstragödie gesehn? Wenn aber ein Urteilsspruch nicht mehr als gerechte Sühne wirkt, wenn man den Verurteilten bedauert und beklagt und seine Strafe heimlich unverdient nennt, dann ist die Autorität des Gesetzes wirklich geschwächt, denn dann steht das Gesetz als etwas Feindliches und Lebensfremdes da. Der „Liebeseid“, der Eid, durch den ein Mann öffentlich eine ihm teuere Frau opfern und ausliefern soll, entspricht nicht den wahren Anforderungen des Lebens, nicht dem allgemeinen Empfinden von Anstand und Moral, und gegen das tote Dogma, das solche Gewissenskonflikte schafft, empört sich die menschliche Vernunft.

Die französische Republik, deren Reformarbeit man bei uns so gern unterschätzt, hat gerade auf dem Gebiete der Justiz vortrefflich reformiert. Die loi Bérenger, das Gesetz über den Strafaufschub, ist unsagbar segensreich, und noch kennt unser bureaukratisches Staatswesen nicht jenes andere wohltätige Gesetz, das vom Beginn der Untersuchung ab bei jedem Verhör die Anwesenheit des Rechtsbeistandes verlangt. Die Franzosen haben auch mit dem Liebeseid aufgeräumt, nicht auf dem Wege der Gesetzgebung, sondern auf dem Wege der Praxis, und kein französisches Gericht würde aus einer Aussage über intime Vorgänge einen Meineid konstruieren wollen. Mit jener ironischen Ueberlegenheit, die nicht begreift, daß selbst gewisse Betriebsstörungen doch auch nur die kleinen Nachteile einer sonst sehr vorteilhaften und uns so weltenfernen Freiheit sind, wird man bei uns einwenden, daß alles seine Ordnung haben muß, und daß in Ländern, wo die Justiz bisweilen ein Auge zudrückt, eine Ordnung nicht mehr existiert. Diesen Vertretern des unbeugsamen Rechts kann man antworten, daß eine intelligente Unordnung noch nicht immer das Schlimmste ist, und daß sie vor einer unintelligenten Ordnung sogar einige Vorzüge hat. Anderswo regelt sich der Verkehr der Menschheit nicht viel schlechter als bei uns, und doch ist er weniger eingeschnürt, weniger bevormundet und überwacht. Wir brauchen ein Bataillon Schutzleute, um den Potsdamer Platz zu behüten, und die Wege unseres Lebens sind mit Eidesformeln umstellt.

Der Geheimrat Hammann hat immer zu den bewährtesten Werkzeugen und Helfershelfern dieses Systems gehört, das sich mit all seiner starren Buchstabengläubigkeit jetzt gegen ihn kehrt. Durch die planmäßige Beeinflussung der Presse, durch die mit hundert Mittelchen durchgeführte Zähmung der Opposition hat er die politische und geistige Entwickelung nach Kräften gehemmt. Wenn ihm morgen etwas Menschliches passieren, wenn er schuldig befunden werden sollte, so werden ihn diejenigen, denen er gedient, vermutlich eilfertig im Stiche lassen — von den hohen Vorgesetzen an, denen er täglich das papierene Lob besorgt, bis hinunter zum letzten loyal gesinnten Schreibersmann. Einstweilen kann man hoffen, daß die Anklage gegen ihn, die schon von drei Staatsanwälten zurückgewiesen wurde, auch diesmal kein Resultat haben wird, aber damit wäre nur über die Affäre Hammann entschieden, nicht über das wichtigere Prinzip. Es muß auch in unserer Rechtspflege jene taktvolle Vorsicht Geltung gewinnen, die nicht ohne zwingenden Grund tragische Gewissenskonflikte schafft. Niemand sollte unnötig vor die Wahl gestellt werden dürfen, entweder seine bürgerlichen Ehrenrechte zu verspielen, oder die Ehre einer Frau.

Abdul Hamid.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

g. Saloniki, 16. Mai.

Die Nachricht von der bevorstehenden Herkunft des Prinzen Burhan-eddin hat sich nicht bestätigt, nur die vierte legitime, noch junge Frau Abdul Hamids wird nächster Tage mit dem aus einer Anzahl junger Damen bestehenden Gefolge hier erwartet. Gleichzeitig verlautet hier in gut unterrichteten Kreisen, daß Abdul Hamid wahrscheinlich wieder nach Konstantinopel in den Palast Tscharagan überführt werden soll. Die fortgesetzten Interpellationen aus verschiedenen Teilen des Reiches, besonders aus Albanien, über die Behandlung des Exsultans beginnt das Comité unbequem zu empfinden.

*

Prinz Burhan-eddin, der bisher bei seiner Schwester versteckt war, wurde, wie aus Konstantinopel gemeldet wird, gestern in das Kriegsministerium geführt, dann aber freigelassen. Maßgebende türkische Kreise erklären, daß man den Prinzen nicht vor ein Kriegsgericht stellen, aber wahrscheinlich irgendwo internieren werde.

Nach Konstantinopeler Nachrichten erklärte Marschall Mahmud Schewket Pascha, daß der **Belagerungszustand** und die Anwesenheit der mazedonischen Truppen in Konstantinopel noch Monate dauern können, da die Reaktion gänzlich niedergeworfen werden müsse.

Die innere Lage.

Fortdauer der Kompromißverhandlungen.

Ueber die **Konferenzen,** die der **Reichskanzler** am Sonnabend und Sonntag mit den **Führern der Blockparteien** gehabt hat, und die auch im Laufe des heutigen Montags noch fortgesetzt werden sollen — die Abreise des Fürsten Bülow nach Wiesbaden zum Kaiser erfolgt erst abends —, erfahren wir aus zuverlässiger Quelle die folgenden Details:

Zu den Besprechungen waren Führer aller Blockparteien eingeladen. Die Konferenzen fanden indessen nicht gemeinsam statt, Bülow konferierte vielmehr in seinem Palais immer nur mit den Vertretern einer Partei. Dabei soll nun der Kanzler den liberalen Parteien ausdrücklich und wiederholt erklärt haben, **daß er niemals mit den Konservativen und dem Zentrum wegen der Finanzreform unterhandelt** habe, daß er **nach wie vor am Block festhalte** und immer noch der festen Ueberzeugung sei, daß aus nationalen Gründen die Blockparteien sich wieder zusammenfinden müßten. Der Reichskanzler betonte erneut, die Regierung bestehe darauf, **daß die Finanzreform noch in diesem Sommer vollständig erledigt werde,** schon um die Beamtenbesoldungsgesetze endlich in Kraft treten lassen zu können. Der Reichskanzler vertrat auch die Ansicht, daß die Kommission baldigst ihre Arbeiten beenden müsse, damit der Regierung Gelegenheit gegeben werde, ihrerseits Stellung zu nehmen und die erforderlichen Ersatzsteuern einzubringen. Der Hauptzweck der Konferenzen war aber offenbar, sich mit den Blockparteien über die eventuellen **Konzessionen** zu verständigen, zu denen sich die Parteien der Linken auf dem Gebiet der indirekten, die Konservativen auf dem Gebiet der direkten Steuern herbeilassen werden oder sollen. Wie verlautet, will die Regierung eine Erklärung über ihre Haltung und ihre Absichten demnächst in der „Nordd. Allg. Ztg.“ publizieren lassen.

Neben der amtlichen Bearbeitung der Blockparteien scheint aber auch noch eine halbamtliche einherzugehen, und der offiziöse Mittelsmann ist wieder einmal der neugebackene Freiherr **v. Gamp-Massaunen.** Wenn wir recht berichtet sind, hat am Sonntag bei Herrn v. Gamp ein Dejeuner dinatoire stattgefunden, in dem neben den Führern des alten Blocks (es waren unter anderem der Präsident Graf Stolberg und die Abgeordneten Bassermann und Wiemer erschienen) auch eine Reihe von Regierungsvertretern (die Staatssekretäre Sydow und Bethmann-Hollweg, die Unterstaatssekretäre Twele und v. Loebell) mit Einladungen bedacht waren. Dabei sollen jene Konzessionsverhandlungen „beim Glase Bier“ fortgeführt worden sein.

Schließlich erfahren wir auch noch einige Einzelheiten über Art und Zweck der von uns bereits erwähnten interfraktionellen Besprechungen, die am Sonnabend zwischen den **Führern der Freisinnigen parteien, der Nationalliberalen und der Freisinnigen** stattgefunden haben. Sie galten vor allem der Frage der Vertagung, nachdem der Seniorenkonvent über dieses Problem noch zu keinem definitiven

Gespräche auf Rollschuhen.

[Nachdruck verboten.]

Gestern ging ich im Tiergarten und meditierte über das Wetter, wovon man schon gar nicht mehr laut reden darf, so sprachlos macht dieser sogenannte Frühling.

„Rurr, rurr, rurr!“ tönt es hinter mir. Ein ganz neues Geräusch auf der Straße. Halb wie eine große Katze, die schnurrt; halb wie ein Holzrouleaux, das herunterglassen wird.

Ich drehe mich um. Ein Bekannter auf Rollschuhen, ein junger Diplomat auf Rädern. Im Näherkommen bremst er ein wenig und ruft: „Na, was sagen Sie zu den Wiener Trinksprüchen? Famos, was? Und wie Italien mit ran mußte! Großartig, nicht?“

Ich nicke und rufe: „Aber der Block, die Finanzreform? Was sagen Sie . . .?“ Der junge Diplomat winkt verbindlich ein wenig mit der leicht erhobenen Rechten, holt aus, und fort rollt er.

Diese Schlittschuhe auf Rädern, dieses modernste Großstadtvehikel scheint eigenst für Diplomaten erfunden zu sein. Jetzt lernen sie nicht nur, sich auf dem glattesten Parkett zwanglos zu bewegen, sondern auch auf jedem Asphalt mühelos zu verschwinden. Wenn sie Farbe bekennen sollen, setzen sie nur den rechten Fuß ein wenig kräftiger auf, lächeln höflich, und fort sind sie. Ist man zu Pferd, so verlangt der Anstand, zu halten, wenn ein guter Freund erscheint und eine wichtige Frage auf dem Herzen hat. Für den Verkehr auf Rollschuhen gibt es noch keinen Höflichkeitskodex. Rollt so ein junger Diplomat unvermutet fort, weiß man ja gar nicht, ob er es absichtlich tut, oder ob der Rollschuh am Ende nicht doch noch stärker ist als er.

Ich blicke der Gestalt nach. Sie hebt sich und senkt sich, je mehr sie verschwindet. Fast wie eine Welle sieht es aus, die über einen Felsen stürzt, zu Tal rollt, wieder einen Felsen nimmt und so weiter. Ich habe gar nicht gewußt, daß dieser Asphalt, der für den Fußgänger so glatt und eben daliegt, in Wirklichkeit so reich ist an Erhöhungen und Vertiefungen. Wäre mein Bekannter nicht ein Diplomat, so fürchtete ich, er zöge sich eine Gehirnerschütterung zu, bis er glücklich in Charlottenburg landet. Und wieder tönt es hinter mir: „Rurr, rurr, rurr!“ Diese Rollschuhläufer gleichen vorläufig noch den Fledermäusen. Erst wenn es dunkel wird, fliegen sie aus in die Potsdamerstraße, in die Friedrichstraße, in den Tiergarten. Die Pferde scheuen noch vor ihnen, die Autos geben sich noch einen Ruck noch der Seite, und alle Kutscher schimpfen, wenn sie den Läufern begegnen. Die Omnibuskutscher, die Trambahnkutscher, die Chauffeure, sonst feindliche Brüder, in der Abneigung gegen dies neue Verkehrsmittel sind sie einig. Sie wittern die Konkurrenz. Wozu brauche ich jetzt noch in dem asphaltierten Berlin Tram, Omnibus und Auto? Mit Rollschuhen komme ich viel billiger und unabhängiger von der Stelle. Und zu jenen Gegnern gesellen sich noch die Radfahrer. Sie spotten und lachen, wie nur der Neid lacht. Dann werden sie nachdenklich. So ein paar Rollschuhe sind doch wohl bequemer als ein Rad, denken sie. Man kann sie ohne Schwierigkeiten mit ins Bureau nehmen, braucht sie nirgends gegen zwei Sechser unterzustellen, und billiger sind sie auch.

Als ich bis zum „Großen Stern“ gelangt bin, rollt mein Diplomat schon wieder aus Charlottenburg mir entgegen. Schon von weitem erkenne ich ihn, wie er auf und niederwogt. Diesmal soll er mir nicht entgehen.

Er grüßt, ich mache eine sehr gemessene Verbeugung und bin offensichtlich beleidigt. Er stutzt einen Augenblick, ich gehe ruhig weiter, als ob er Luft für mich wäre. Das verträgt kein junger Diplomat. Er kommt auf mich zu und schüttelt meine Hand. Ich lasse es mir gefallen. Mit ganz kleinen vorsichtigen Schritten rollt er mir zur Seite. Wir sprechen dies und das, ich muß ihn erst sicher machen. Ich gehe immer langsamer, so daß er gar keinen „Antrieb“ mehr hat, wenn ich mit meinen Fragen komme. Wenn er dann wieder von dannen rollt, wäre es eine direkte Unhöflichkeit, denn jetzt ist der Rollschuh nicht stärker als er. Auch macht es mir Spaß, daß er jetzt auf seinen Schuhen nicht schneller vorwärts kommt als ich ohne Räder.

„Sagen Sie, wie steht es denn Ihrer Meinung nach mit dem Block?“ frage ich plötzlich. Nun kann er mir nicht entwischen.

Er lächelt dünn und rollt gemächlich im Zickzack quer über die Charlottenburger Chaussee und rollt im Zickzack wieder zu mir zurück und lächelt. Kein Wort braucht er zu sagen und hat sich nicht im geringsten kompromittiert.

„Und wie wird es nun mit der Finanzreform werden?“ frage ich. „Wenn sogar die Nationalliberalen bockbeinig werden . . .?“

Er lächelt und fährt sehr elegant auf seinen Rollschuhen einen schönen „Achter“ auf der Chaussee. Immer wieder, unentwegt denselben Achter. Es ist das Zeichen der Unendlichkeit, es ist wie die Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Er fährt unentwegt seinen schönen, eleganten Achter und sagt kein Wort. Nun hat er sich also schon mit seinen Rollschuhen eine Diplomatensprache zurecht gemacht.

Plötzlich setzt er den rechten Fuß fester auf, und fort ist er wieder.

Ich habe mich seit gestern völlig zu diesem Vehikel bekehrt. Vor unbequemen Gesprächen rollt man einfach fort, und doch kann es dir nicht als Unhöflichkeit nachgewiesen werden. Ist ein Gespräch aber unvermeidlich, so benutzt du die Zeichensprache deines Rollschuhes als Antwort. Dabei mag sich dann jeder denken, was ihm paßt. Aber niemand kann dir nachweisen, du habest so oder so Stellung genommen. Kann es für die Großstadt etwas Wertvolleres geben? Sie ist ja genau wie ihr Asphalt. Alles nur scheinbar so glatt und so eben.

Kurt Aram.

Der Sitzplatz.

[Nachdruck verboten.]

Man sieht ihn nicht; aber er ist da. Der Schaffner sagt es, und man muß ihm glauben. Es gibt viele Dinge, die man nicht sieht, und die doch da sind. „Setzen Sie sich,“ sagt der Schaffner. Du weißt nicht, wohin du dich setzen sollst; denn die Plätze, die du siehst, sind alle besetzt, und auf einen Platz, den du nicht siehst, kannst du dich nicht setzen. „Ich bleibe lieber stehn,“ sagst du und greifst nach dem Lederriemen, der von der Decke herunterhängt. „Hier ist kein Platz zum Stehen“, erklärt der Schaffner. Du siehst das nicht ein, denn du siehst ja und erbringst damit den Beweis, daß tatsächlich ein Platz zum Stehen da ist. „Hier ist nur ein Platz zum Sitzen,“ erklärt der Schaffner. Er ist höflich, aber ernst. Er ist nicht der Mann, der sich von einem Fahrgast dumm kommen läßt. Du willst ihm auch gar nicht dumm kommen; du willst im Gegenteil alles tun, was den Beamten zufriedenstellen kann. Aber du siehst nun einmal keinen Sitzplatz. Der Schaffner verweist dich auf die Querbank, die sich an der Vorderwand des Omnibus befindet. Auf der Querbank sitzen drei Personen; zwei Damen und zwischen ihnen ein Herr. Die Bank ist vollständig besetzt; nur zwischen der einen Dame und dem Fenster befindet sich noch ein Raum, der vorn die Breite einer Hand hat und hinten in einen spitzen Winkel verläuft. „Dort ist der Platz,“ sagt der Schaffner. Nein, denkst du: dieser Platz ist kein Platz; hier kann allenfalls ein Affenpinscher sitzen, wenn er sich zusammenkauert, aber nimmermehr ein Mensch. Man kann nicht Platz nehmen, wenn keiner da ist. „Die Herrschaften rücken wohl ein wenig zusammen,“ sagt der Schaffner. In die drei Personen auf der Querbank kommt Bewegung: die Dame am Fenster gibt sich einen Ruck nach rechts und sitzt nun auf dem Paletot des Herrn neben ihr; dieser gibt sich gleichfalls einen Ruck nach rechts, der ihn auf das Kleid der anderen Nachbarin befördert. Die Dame würde ja auch gern nachrücken; aber es geht nicht, weil sie so wie so schon dicht am Fenster sitzt.